Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 4 (1962)

Artikel: Val di Lei, einst und jetzt

Autor: Mani, Benedikt

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971702

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tamins und Maladers unentgeltlich lange Tramen. Die Churer selber arbeiteten im Gemeinwerk. Lohn gab's keinen, sogar für das Essen mußte jeder selber sorgen.

Sehr schlimm sah es auch unterhalb des Kettbrückleins auf den flachen Wiesen aus. Die Plessur hatte nicht vermocht, die gewaltigen Schuttmassen, die «Materi», wie unser Chronist in seinem kleinen Büchlein schrieb, bis in den Rhein zu befördern, und noch während des ganzen Winters floß sie bald über die Großbrugger Wiesen hinunter und bald zur Dalpschen Hütte, die auf einem Felsen neben der heutigen Drescherei steht.

Natürlich besann man sich sofort nach dem Hochwasser, wie man ähnlichen Verheerungen vorbeugen könnte. Zuerst wurden zu beiden Seiten des Flusses Dämme aufgeworfen. Diese konnten aber nicht genügen, und daher beschlossen die Ratsherren, nachdem sie sich die Sache mehrmals angesehen hatten, im April 1763, es sei der Plessur gegen ihre Mündung hin ein gerader Weg zu verschaffen, sie durch einen Graben bis zuunterst in die Dalpschen Wiesen zu leiten und dann schräg in den Rhein zu führen. Der Kanal sollte von der Bündte an 6 Schuh tief und 40 Schuh breit werden. Mit dem Bau wurde am 14. Februar 1764 begonnen. Außer den Arbeitern, die in der Stadt wohnten, wurden auch solche aus Felsberg, Haldenstein, Tamins, Maladers und Tschiertschen eingestellt. Die Felsberger schämten sich offenbar noch ein wenig, daß sie der Stadt anläßlich der Wassernot nicht sofort zu Hilfe geeilt waren. Daher beschlossen sie, beim Kanalbau mit 70 Mann einen Ehrentag zu leisten, also einen Tag lang ohne Bezahlung zu arbeiten. Am 1. April 1765 ergoß sich die Plessur dann zum erstenmal durch den Kanal, der ihr noch heute dient, in den Rhein.

Soweit die «Churer Heimatkunde». Beizufügen wäre vielleicht noch, daß zur teilweisen Deckung der Kosten, die der Bau und der Unterhalt des neuen Flußbettes verursachten, eine besondere Plessurkasse geschaffen wurde. Der Stadtrat verfügte u. a., daß jeder Bürger, der eine Frau aus einer anderen Gemeinde heiratete, 40 Gulden in diese Kasse zu entrichten hätte, und wenn ein neuer Bürgermeister gewählt wurde, so bezahlte dieser 100 Gulden. Auffallen muß, daß sogar die Ortschaften Tirano und Trahona im Veltlin zu Beiträgen an die Korrektion der Plessur verhalten wurden.

Die Plessurverbauung war übrigens das erste großzügige Werk dieser Art in Graubünden. Sie hat sich in ihrer ganzen Anlage auch während der Hochwasserkatastrophen unseres Jahrhunderts bewährt. Wir verdanken sie der Einsicht, der Initiative und dem Opferwillen der alten Churer und ziehen vor ihnen den Hut.

An manche der Wassergeschädigten, z. B. solche in Klosters, Sils i. D. und Davos, scheint der Bundestag Beisteuern aus der Landeskasse bewilligt zu haben.

Heute sind die Wunden, die jene schwarzen Tage mitten im Jahre 1762 unserem Lande geschlagen haben, natürlich längst vernarbt. Heute helfen die Schuttmassen, die die erzürnte Plessur damals unten auf Großbruggen hat liegen lassen, im Gegenteil ein wenig mit, uns die neue Stadt zu bauen. Dort werden nämlich seit einiger Zeit große Mengen von Kies und Sand gewonnen und dann auf die Baustellen des Jahres 1962 geführt.

Val di Lei, einst und jetzt

VON BENEDIKT MANI

Wer noch vor einigen Jahren, als der Motor die Straße nicht ganz beherrschte, durch das wildromantische Aversertal hineinwanderte, machte unwillkürlich halbwegs zwischen Innerferrera und Campsut an dem Punkt halt, wo von Osten her der wilde Starlerabach in den Averserrhein stürzt und von Westen her der Reno di Lei in den Fluß mündet. Senkrecht steigen die Felsen in die Höhe, die Wasser tosen von drei Seiten, und eine kühne Brücke überspannt die enge Schlucht. Eine schaurigschöne Szenerie, weshalb man versteht, wenn in alten Reiseberichten von der «grauenerregenden Wildnis» die Rede ist. Aber damit nicht genug. Zu dem großartigen Landschaftsbild kommt noch ein geographisch-politisches Kuriosum; denn kaum hat man die Brücke überschritten, so hält eine Steintafel den Blick gefangen. Auf der einen Seite steht zu lesen «Schweiz — Graubünden», auf der anderen «Italia — Provincia di Sondrio». Die schweizerische Seite ist rot-weiß, die italienische rot-weiß-grün gestrichen. Man steht also vor einer regelrechten schweizerisch-italienischen Grenzmarche, die besagt, daß eine italienische Gebietszunge tief in schweizerisches Territorium hineinragt.

Es ist das *italienische Val di Lei,* das geographisch zum Flußgebiet des Rheins, politisch aber zu Italien gehört, dessen äußerster, schmaler Zipfel bis an den Averserrhein herabreicht. Das lange Alpental, das parallel zum Val d'Emet und zum Averser Untertal oder Madris verläuft, wird im Osten vom Schiahorn, Schwarzseehorn, Pizzo d'Inferno, Cima di Sovrana und Cima di Lago, im Westen vom Piz Timun, Pizzo d'Emet, Pizzo Groppera begrenzt und im Süden durch den prächtigen Pizzo Stella abgeschlossen, von dem man an einem hellen Spätsommertag bis nach Mailand hinuntersieht. Von schweizerischer Seite war das Tal bis vor kurzem nur durch einen holperigen Fußweg durch das Val digl Urs über die Alp Motta oder dann von Campsut über die Furka erreichbar. Der Zugang von italienischer Seite führte von Campodolcino im Val San Giacomo über den Passo di Angeloga (2400 m) oder von Chiavenna aus über den Passo di Lei (2650 m), der aber sehr steil ist und kaum anders als von Schmugglern begangen wird. Die Alpen, es sind oder waren deren 15, ge-

hören den Bauern von Plurs, Prosto, Chiavenna und Novate, die sie etwa um den 20. Juni entweder über den Passo di Angeloga oder dann auf dem Umweg über den Splügen und Innerferrera bestoßen. Und zwar ziehen die Italiener, nachdem sie im Tal die Heuernte beendigt haben, in der Regel mit der ganzen Familie in ihre kleinen, primitiv eingerichteten, aber gut bewirtschafteten Privatalpen. Jeder Stafel besaß eine Wiese, damit das Vieh bei Unwetter und Schneefall durchgehalten werden könne. Im Sommer begegnete man gelegentlich den schwarzbärtigen italienischen Älplern auf dem Wege nach Innerferrera, wo sie ein paar Käse, Butter und besonders «Puina», eine Sorte feinen Alpzieger, verkauften und sich mit Lebensmitteln, vor allem aber reichlich mit Tabak und Salz eindeckten, weil das milde Schweizer Salz sich für das Salzen der Molken besser eignete als das schwärzliche italienische Meersalz. Im Herbst beluden die Älpler ihre Maultiere mit den Molken und trieben ihre Herden, Kühe, Galtvieh und Schafe, den heimatlichen mildern Gefilden zu.

Wie ist das Val di Lei, das nördlich der Wasserscheide liegt und wie gesagt zum Einzug des Rheines gehört, zu Italien gekommen?

Bis ins 14. Jahrhundert bildete der Gebirgskamm die Grenze zwischen Schams und der Grafschaft Cläven. Seit jeher waren die Bauern der Südtäler, die alle Mangel an Weiden und Alpen haben, darauf bedacht, für ihr Vieh Sömmerungsgelegenheiten nördlich des Alpenkammes zu erwerben, eine Erscheinung, die man auf der ganzen Linie beobachten kann. So pachteten die Bauern von Chiavenna im Jahre 1204 von Conrad von Medezen (Masein) die Alp Emet auf 30 Jahre gegen einen jährlichen Zins von 40 Soldi und 20 Pfund Pfeffer. Da die Schamser offenbar dieses Übergreifen der Italiener auf das Gebiet nördlich der Wasserscheide nicht gerne sahen, verpflichtete sich Conrad von Medezen, dafür zu sorgen, daß das Kloster Cazis und die freien Leute von Schams mit der Verpachtung einverstanden seien, womit auch zugleich der erste urkundliche Nachweis für das Bestehen der «Freien von Schams» erbracht ist. Die Bergeller besitzen noch heute verschiedene Alpen auf der Nordseite der Berge, so im Fedoztal, am Julier und im hinteren Madris. Den Misoxern gehört die Alp Corciusa im hinteren Areuatal, und Tessiner sind Eigentümer von Alpen im hinteren Valsertal sowie im Medelsertal.

Auch die Landwirte von Plurs gelangten schon früh in den Besitz einiger Alpen im Val di Lei. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1407, ausgestellt vom Comasker Notar Martino Maranesi aus Bellagio, gehörten damals die Alpen Erbella, Ganda nera und Palude aus dem mittleren Val di Lei Privaten aus der Gegend von Chiavenna. Sie gingen bald darauf in den Besitz der Gemeinde Plurs über. Natürlich hatte die Gemeinde dadurch nur privates Eigentum auf fremdem Gebiet an sich gebracht. Aber damit war, wie sich später zeigte, der Grund gelegt für die Erwerbung des ganzen Alpentales und des Territoriums. Plurs war, wie man weiß, eine wohlhabende Gemeinde und benutzte die Gelegenheit, um ihren Besitz nördlich der Alpen zu erweitern.

Im Jahre 1456 hatten die Grafen von Werdenberg-Sargans, die sich ständig in Geldnöten befanden, die Herrschaft Schams an den Bischof von Chur verkauft. Die 3600 Gulden, die zum größten Teil von den Schamsern aufgebracht wurden, weshalb sie der Bischof als freie Gotteshausleute anerkannte, scheinen nicht weit gereicht zu haben. Denn in den folgenden Jahrzehnten veräußerte Graf Jörg von seinen umfangreichen Besitzungen ein Stück nach dem anderen. Zuerst kamen die Alpen im Avers an die Reihe, deretwegen seine Vorfahren manchen Streit ausgefochten hatten. Im Jahre 1462 verkaufte dann Jörg durch seinen Anwalt, einen gewissen Giovanni de Caponi aus Mailand, seine Alpen im Val di Lei um 100 rheinische Gulden an die Gemeinde Plurs. Warum der Graf die Alpen nicht an Käufer aus dem Bistum Chur, sondern an das zum Bistum Como gehörende Plurs veräußerte, läßt sich nur vermuten. Daß die Schamser, die genügend eigene Alpen besaßen, für die abgelegenen Weiden kein großes Interesse bekundeten, ist verständlich, besonders nachdem sie einige Jahre vorher für den Auskauf der feudalen Herrschaftsrechte ohne fremde Hilfe einen hohen Betrag aufgebracht hatten. Eher verwundert man sich, daß sich außerhalb der Viamala, wo kein Überfluß an Sommerweiden bestand, kein Käufer fand. Die Plurser dagegen waren vermutlich bereit, einen guten Preis zu bezahlen. Möglicherweise haben bei dem Handel auch gewisse Ressentiments des Grafen Jörg gegenüber dem Bischof von Chur mitgespielt. Wie dem auch sei, der Verkauf erfolgte, wenn auch ungewollt, so doch tatsächlich auf Kosten des späteren bündnerischen und schweizerischen Staatsgebietes.

Der Erwerb der noch verbliebenen Alpen hätte allerdings nicht ohne weiteres auch eine Verschiebung der Gebietsgrenze zur Folge haben müssen. Allein die Plurser bestanden mit allem Nachdruck darauf, daß mit dem Kauf von 1462 nicht nur das Eigentum, sondern auch ihr Territorium bis an den Averserrhein reiche. Indessen handelte es sich damals im Grunde nur um lokale Differenzen, und nachdem mit dem Veltlin auch die Grafschaft Cläven bündnerisches Untertanenland geworden war, spielte auch die Landesgrenze in solchen abgelegenen Gebieten keine große Rolle, es sei denn in Steuerfragen. Das war hier der Fall.

Als die Landschaft Schams, wohl infolge von Kriegskontributionen während der Bündnerwirren, in drükkende Schulden geraten war, mußte sie eine «schwere Schnitzung tun» und belegte auch die Alpen im Val di Lei mit einer Steuer. Dagegen wehrten sich die Plurser ganz energisch, und es kam zu einem langen Prozeß, der durch einen Urteilsspruch des Gerichtes zu Trun vom 14. Februar 1644 zum Nachteil von Schams entschieden wurde. Dem Urteil kommt deswegen besondere Bedeutung zu, weil es die Grundlage für die definitive Grenzbereinigung zwischen der Schweiz und Italien bildete. Deshalb seien die Hauptpunkte resümiert:

Blick vom der Furgge auf das langgezogene Val di Lei und Pizzo Stella, rechts davon Passo di Angeloga (Aufnahme aus der Zeit vor dem Kraftwerkbau)

Die Landschaft Schams machte geltend, daß die Gemeinde Plurs eine Alp habe, so die Alp Ley genannt werde und «auff der Schamsser zerung und gebit liege». Von dieser Alp gehöre auch den Schamsern ein Teil, den Podestat Meng den Plursern ausgeschätzt und ihnen verkauft habe. Auf dieser Alp habe Schams schon früher einen Schnitz getan, die Schätzer dahin geschickt und die Erzgruben verlost, ohne daß die Plurser dagegen Einsprache erhoben hätten. Nachdem die Landschaft neuerdings gezwungen sei, eine schwere Steuer zu erheben, habe sie auch die Ley-Alpen darin einbezogen. Da sich aber die Plurser weigerten, den Schnitz zu bezahlen, möge das Gericht einen Augenschein nehmen und zu Recht erkennen, «daß gedachte Alp Ley auff Ihr, der Schambser territorio lige».

Die Plurser legten dar, daß «sie und ihre Altfordern ymmer und allweg die alpe Ley gehabt, welche von alters hero auf der Plurßer gebit und zerung sei», gemäß den Kaufbriefen. Wenn die Schamser behaupten, ein Teil der Alp gehöre ihnen, so handle es sich nur um ein Stück, das Podestat Meng einem von Plurs, dessen Gut in Exekution gegangen, für sein Salär behalten habe. Daraus dürfe man aber nicht schließen, daß das Gebiet den Schamsern gehöre.

Das Gericht entschied auf Grund der vorgelegten Urkunden, der Zeugen und anderer Beweise, «das die Alp und thall Ley in der Gemeindt und Territorio Plurß lige» in den Zielen und Marchen, wie sie im Kaufbrief von 1462 angegeben seien. Da aber hinsichtlich der Grenze gegen Schams «etwas tunkelheit» bestehe, so wurde die Grenzlinie durch drei in den Felsen gehauene Kreuze bezeichnet. Die Grenze verlief demnach von der Mündung des Reno di Lei in den Averserrhein in südwestlicher Richtung zum Felsen ob der Alp Motta. Was einwärts dieser Grenze liege, «soll derer von Plurs, Unsern getreuen lieben Underthanen zustendig sein und bleiben», was aber nördlich davon liege, «soll dass territorium und confinem der Ehrs. Gemeindt Schambss, Unserer getreuen lieben Pundtsgenossen, sein und bleiben, mit Holz und Feldt, Wunn und Weidt», doch vorbehalten das Schneefluchtsrecht der Plurser und das Recht, zu ihrer Notdurft Bau- und Brennholz zu nehmen, «doch nit in Lauenzügen und zu nachthaill der strassen».

Mit diesem Entscheid ging das Tal für Schams endgültig verloren. Solange die Grafschaft Cläven bündnerisches Untertanenland war, hatte die Grenzziehung kaum mehr als kommunalrechtliche Bedeutung. Anders gestalteten sich die Dinge dagegen, als im Juni 1797 das Veltlin und die Grafschaft Cläven und Plurs von Bünden abfielen. Das Val San Giacomo, das ein wichtiges Stück der Splügenstraße bildete und Bündens Südgrenze deckte, sich besonderer Vorrechte erfreute und mit Rheinwald und Schams enge Beziehungen unterhielt, machte mit den Clävnern keineswegs gemeinsame Sache. Die Bevölkerung, die als «unsere getreuen Leute und liebe Bundesgenossen» angesprochen wurde und sich quasi als Bündner fühlte, wollte lieber beim Freistaat bleiben. Sie entsandte eine Deputation nach Chur mit dem Auftrag, die Bünde zu befragen, ob sie die Leute von San Giacomo als *gleichberechtigte Mitbürger aufnehmen* und beschützen wollten. Im gleichen Sinne wurde auch die Gemeinde Villa di Chiavenna in Chur vorstellig.

Man hätte erwarten dürfen, daß die in Chur tagenden Standeshäupter unter dem Eindruck des Berichtes

der Amtsleute über den Abfall des Veltlins diesem Ansuchen freudig und ohne Zögern entsprechen würden. Allein sie hatten das Gebot der Stunde nicht erfaßt. Statt angesichts der außerordentlichen Verhältnisse sofort zuzugreifen, wurde der umständliche demokratische Apparat in Bewegung gesetzt und die Frage den Gemeinden unterbreitet, wobei sich die Klassifikation der Mehren bis in den Spätsommer hinzog. Schließlich wurde den Einwohnern des Jakobstales und der Gemeinde Villa di Chiavenna, wenn auch mit einigen kleinlichen Vorbehalten in Anerkennung der neuerdings bewiesenen Treue und Anhänglichkeit das *Bündnerrecht gewährt,* und der Bergeller Landammann Bazichero (Bazzigher) erhielt den Auftrag, die förmliche Aufnahme der beiden Gemeinden zu vollziehen, was am 29. Oktober geschah. Doch unterließ man es in kurzsichtiger Weise, Maßnahmen anzuordnen, um die beiden neuen Bundesglieder vor dem Zugriff fremder Truppen zu schützen. Schon den Sommer über hatten die Chiavennasker versucht, mit Versprechungen und Drohungen die Leute des Jakobstales für den Anschluß zu gewinnen. Als dann am 10. Oktober Napoleon das Veltlin der Cisalpinischen Republik angliederte, wurde der Druck noch stärker. Ganz auf sich gestellt und ohne Hilfe aus dem Rheinwald und aus dem Bergell, wurden in überstürzter Eile die Gemeinden befragt, die in dieser Notlage sich für den Anschluß entschieden.

So ging das Jakobstal verloren, das seit nahezu dreihundert Jahren treu zu Bünden gehalten hatte und bei etwas Einsicht und Tatkraft leicht zu halten gewesen wäre.

Nach der Niederlage Napoleons bot sich nochmals Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen. Die Mächte forderten nämlich im April des Jahres 1814 die Tagsatzung auf, die schweizerische Grenze mit Einbezug des Veltlins zu besetzen. Statt das zu tun, wartete man zu, bis in Oberitalien ein Aufstand ausbrach und Österreich Veltlin, Bormio und Cläven besetzte. Nun ging Graubünden auf eigene Faust vor und besetzte anfangs Mai Chiavenna. Von den starken Truppen des österreichischen Kommandanten Bellegarde bedrängt, der dieses Vorgehen als Friedensbruch betrachtete, mußten die Bündner schon nach einigen Tagen unter dem Spott der Bevölkerung abziehen. Österreich hielt das Veltlin besetzt, und infolge der verfehlten Politik des schweizerischen Gesandten am Wiener Kongreß, aber auch durch die Mitschuld der Bündner, vor allem der Aristokraten, wurden Veltlin und Cläven Österreich einverleibt und kamen dann später zu Italien.

Der Verlust des Veltlins und vor allem der Grafschaft Cläven zog Schams und Rheinwald stark in Mitleidenschaft. Reichte bis dahin das bündnerische Gebiet bis an den Comersee, so bildete nun der Splügenpaß die Landesgrenze. Für Schams noch wesentlich nachteiliger war der Umstand, daß mit der Einverleibung des Jakobstales sowie der Gemeinden Villa di Chiavenna und Plurs die Landesgrenze definitiv beim Val di Lei über die Wasserscheide hinaus bis an den Rhein hinter Innerferrera vorgeschoben wurde.

Ein derart abgelegenes und durch hohe Gebirge vom Mutterland getrenntes Alpental mußte zum Schmuggel locken. Für die Schweiz war der Schmuggel allerdings nicht lohnend. Schweine hätte man im Val di Lei im Sommer recht billig haben können. Aber wenn man ein solches Borstentier über die Furka nach Campsut gebracht hatte, war die Gefahr noch nicht vorbei, weil die italienischen Schweine schwarz und darum als Schmuggelgut leicht kenntlich waren. Von italienischer Seite wurde dagegen seit jeher ein lebhafter Schmuggel über die unwegsame und schwach bewachte Südgrenze geübt. Es waren vor allem Salz, Tabak, Kaffee, Zucker und Schokolade, die in größeren Mengen über die Berge getragen wurden. Unserer Grenzbevölkerung brachte der Verkauf dieser Waren einen kleinen Nebenverdienst, und die italienischen Grenzwächter mochten sehen, wie sie mit den Schmugglern fertig wurden.

Weit schlimmer war der Umstand, daß unter dem italienischen Sömmerungsvieh im Val di Lei häufig die Maul- und Klauenseuche herrschte, die nicht selten durch Hirten und Sennen oder Schmuggler in die benachbarten Alpen verschleppt wurde. Verschiedene Seuchenzüge vor und nach dem ersten Weltkrieg hatten ihren Ursprung im Val di Lei, das für den Kanton Graubünden in seuchenpolizeilicher Hinsicht eine stete Gefahrenquelle bildete. Man versuchte, dieser ständig drohenden Gefahr dadurch zu begegnen, daß durch Pachtung der italienischen Grenzalpen eine Art «cordon sanitaire» geschaffen wurde, welche Methode auch in anderen Grenzgebieten mit recht gutem Erfolg zur Anwendung kam.

Im Spruchbrief von 1644 war der nördliche Grenzverlauf ziemlich genau umschrieben. Da die Grenze zum Teil unwegsames Gebiet betraf, entstand über ihren Verlauf mit der Zeit eine gewisse Unsicherheit, die auch darin zum Ausdruck kam, daß das Tal auf einzelnen Karten bald als zu Italien, bald als zur Schweiz gehörend eingezeichnet war. Es kam auch wiederholt zu Streitigkeiten und unliebsamen Zusammenstößen. Da die Grenzen zwischen Bünden und der Lombardei noch an verschiedenen Stellen umstritten waren oder ungünstig verliefen — so im Misox, Bergell, Puschlav, Livigno —, bemühte man sich immer wieder um Grenzverbesserungen. Während Österreich Gebietsaustausche vorschlug, die für Graubünden nicht in Frage kamen — z. B. das Livignotal gegen das Münstertal —, beschränkte sich Italien auf die Berichtigung der alten Grenze. So kam es 1863 nach langen Verhandlungen schließlich zu einer Einigung. Nachdem hinsichtlich Tirano unter Anerkennung eines Spruches der Bündner Gerichte von 1526 eine für Graubünden recht günstige Lösung zustande kam, fiel sie in bezug auf das Val di Lei weniger befriedigend aus, weil man konsequenterweise den Spruch von 1644 als Grundlage akzeptieren mußte. Da die italienische Grenze bis an den Averserrhein ging, hätte schon die alte Averserstraße bei der Einmündung des Reno di Lei einen Zipfel italienischen Gebietes durch-

schnitten. Um das zu vermeiden, wurde die Grenze so vereinbart, daß das italienische Gebiet nur bis zum Rand der Straße reichte. Deshalb stand bis vor kurzem der Grenzstein bei der Leibrücke hart an der Straße. Mit dem Bau der neuen höheren Brücke mußte er um einige Meter bergwärts versetzt werden.

Das war das Val di Lei von ehemals, ein abgelegenes, schwer zugängliches, verträumtes Alpental, in dem zur Sommerszeit die Herdenglocken erklangen und der Pfarrer von Prosto in der Kapelle St. Anna am 26. Juli, dem Namenstag der Heiligen, die Messe las.

Heute ist es weit über die bündnerischen Grenzen hinaus bekannt. Es ist durch eine schöne Fahrstraße mit der Schweiz verbunden. Während einigen Sommern bildete es einen gewaltigen Arbeitsplatz, auf dem gegen 1500 Arbeiter beschäftigt waren und Maschinen aller Art ratterten. Und nun erhält das Tal ständig Besuch. Postverwaltung und Reisebüros organisieren regelmäßig Carfahrten, und von fern und nah kommen Fachleute der Wasser- und Elektrizitätswirtschaft. — Wie ist das gekommen?

Dadurch, daß es wieder zum Seetal wurde, das es einst war und von dem es den Namen hat. Das Val di Lei wird in Zukunft wieder seinen See, allerdings einen künstlichen See, haben, der sich bis zur hintersten Alp erstreckt, eine Fläche von 4,2 km² aufweist und rund 200 Mio Kubikmeter Wasser faßt und damit den Schwerpunkt der Kraftwerkgruppe Valle di Lei-Hinterrhein bildet.

Man erinnert sich noch an das umstrittene Rheinwald-Projekt mit dem großen Stausee, in dessen Fluten das ganze Dorf Splügen und ein Teil von Medels ertrunken wären. Nachdem die Gemeinden des Rheinwalds die Konzession für dieses Projekt verweigerten und Kleiner Rat und Bundesrat diesen Entscheid schützten, sah man sich nach einem Ersatz-Stauraum um. Ein solcher fand sich im Val di Lei, das mit seinem langen, ziemlich breiten und fast ebenen Talbecken und günstigen geologischen Verhältnissen die Möglichkeit zur Speicherung von nahezu 200 Mio m³ Wasser bot. Wohl liefert das natürliche Einzugsgebiet des Reno di Lei bis zur Sperrstelle im Mittel nur einen jährlichen Abfluß von rund 70 Mio m³. Allein aus den benachbarten Tälern, dem Val d'Emet, dem Madris und dem Avers-Obertal lassen sich mit dem natürlichen Gefälle große Mengen Wassers zuleiten, während der Rest, besonders ausgeprägt in trockenen Sommern, von Innerferrera heraufgepumpt werden muß.

Da aber das Val di Lei auf italienischem Gebiet liegt, waren langwierige Verhandlungen mit dem südlichen Nachbarstaat notwendig, wobei außer den technischen Problemen auch die Fragen der italienischen Beteiligung, des Realersatzes für die eingestauten Alpen, der Seuchenpolizei und der Zollkontrolle bereinigt werden mußten. Schließlich konnte man sich auf ein gemeinsames Gesamtprojekt mit einer internationalen Stufe Val di Lei-Innerferrera und den zwei schweizerischen Stufen Sufers-Bärenburg und Bärenburg-Sils einigen, dessen Hauptdaten aus dem Lageplan ersichtlich sind. Das Eidg. Militärdepartement verlangte, daß die große Talsperre für den Stausee auf Schweizer Gebiet zu stehen komme, was durch einen begrenzten Gebietsabtausch ermöglicht wurde. Gegen Hingabe des Geländedreiecks am nördlichen Talausgang (im Lageplan mit A bezeichnet) erhält die Schweiz ein entsprechendes Bodenstück (B) für die Staumauer, das an das Gebiet der hochgelegenen Gemeinde Avers stößt. Der Gebietsaustausch erfolgt nach der Kollaudation der Staumauer. Als Ersatz für die eingestauten Alpen war vorgesehen, die dem Kanton gehörende Alp Emet sowie die Alpen Bles, Preda und Sovrana im Madris, die Eigentum der Gemeinden Castasegna und Soglio sind, den italienischen Bauern auf lange Zeit zu verpachten. In der Folge verzichteten aber die Alpbesitzer auf den Realersatz. Sie wurden in Geld abgefunden.

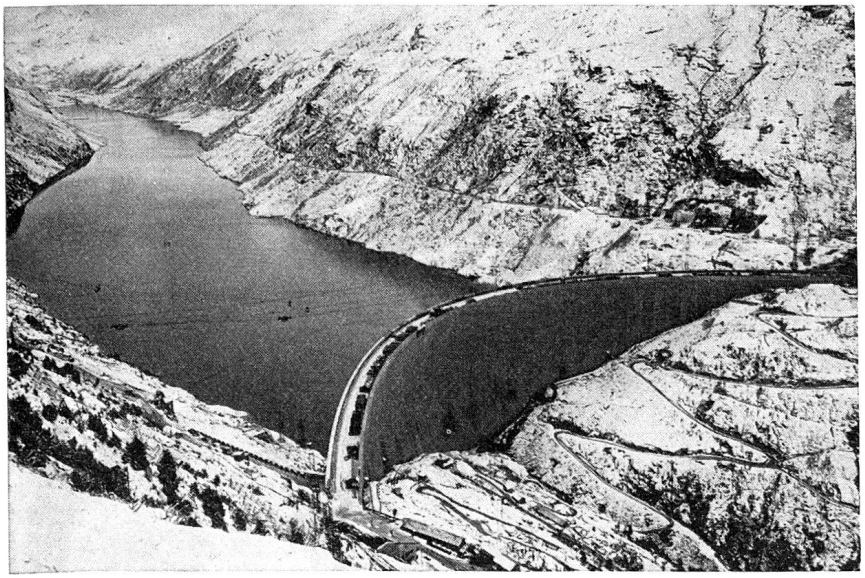
Für die internationale Stufe wurden die Verhandlungen mit dem italienischen Staat durch Vermittlung einer Kommission geführt, an deren Spitze Oberstkorpskommandant R. Lardelli und später a. Regierungsrat Liesch standen. Unter Berücksichtigung der Wassermengen und der Gefälle, welche auf dem Gebiet der beiden Staaten nutzbar sind, wurde vereinbart, daß von der im internationalen Kraftwerk Val di Lei-Innerferrera nutzbar gemachten Wasserkraft 70 % der Schweiz und 30 % Italien zukommen soll. An den Kraftwerken Hinterrhein ist die Società Edison, Mailand, mit 20 % beteiligt. Die Verhandlungen mit Italien begannen im September 1947 und wurden im Dezember 1955 mit der Genehmigung des Verleihungsdekretes durch den Bundesrat und den italienischen Ministerpräsidenten beendigt. Sie dauerten also volle acht Jahre, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß es sich um die erste internationale Wasserrechtsverleihung Italiens handelte und eine ganze Reihe verwickelter technischer, wirtschaftlicher und staatspolitischer Fragen zu regeln waren.

Parallel mit den zwischenstaatlichen Verhandlungen gingen diejenigen mit den 18 Konzessionsgemeinden des Hinterrheintals, welche schon seit dem Beginn der dreißiger Jahre eine Interessengemeinschaft bildeten und im März 1954 die Konzession erteilten, die der Kleine Rat im November 1955 genehmigte. Im Dezember 1956 erfolgte dann die Gründung der Kraftwerke Hinterrhein AG, an denen der Kanton mit 12 %, die Konzessionsgemeinden mit 3 % beteiligt sind.

Das größte Bauwerk, die Staumauer Val di Lei mit dem Überleitungsstollen von Madris und dem Druckstollen nach Innerferrera, soweit er nicht auf schweizerischem Boden liegt, war entsprechend einer Abmachung durch Italien zu bauen, während die maschinellen Einrichtungen durch Schweizer Firmen geliefert wurden. Für die gewaltigen Installationen — sie machen bei Kraftwerkbauten rund einen Drittel der gesamten Kosten aus — mußte vorerst eine Zufahrt von Avers geschaffen und auch die Averserstraße korrigiert und ausgebaut werden. Die Zufahrtsstraße zweigt außerhalb von Campsut ab und führt

durch den Bleikenwald in mäßiger Steigung bis zur Höhe von 1930 m, durchfährt dann den Berg in einem zirka 1 km langen Tunnel, der im Val di Lei auf dem Niveau der Staumauerkrone ausmündet. Da man beim Tunnelbau auf Schwierigkeiten stieß und die Zeit drängte, erstellten die Italiener kurz entschlossen eine Zufahrt über den 2200 m hohen Grenzkamm. Über diesen holperigen Weg, zum Teil noch im Schnee, wurden die Materialien und Maschinen für die umfangreichen Installationen, für Dutzende von Baracken, für die Sandaufbereitungs- und Betonierungsanlage, für die großen Kranen und die Seilanlagen teilweise via Chiavenna–Splügenpaß–Innerferrera, teilweise via Sondrio–Bernina–Thusis mit einem Tempo und einer Ausdauer transportiert, die in Erstaunen setzte. In relativ kurzer Zeit erstand auf der Höhe der Furka und an den beiden Abhängen ein Barackendorf mit den dazugehörigen ausgeklügelten Bauinstallationen. In dem Kalkfelsen südlich der Furka auf 2300 m Höhe über Meer, zuerst auf italienischer, später auch auf schweizerischer Seite, wurde das Urmaterial für die Gewinnung von Sand und Kies gebrochen, in ununterbrochener Folge mit Camions, die 10 m³ faßten, zur Brechanlage befördert, dann zerstampft, sortiert und den gewaltigen Silos, später der Betonierungsanlage zugeführt. Für den Transport des Zements, der in Behältern per Bahn bis Chiavenna und per Camion bis Campodolcino kam, wurde von dort über den Angelopaß eine Seilbahn erstellt. Im Herbst 1958, also nach zwei Jahren Vorbereitung, war man so weit, daß man mit der Betonierung beginnen konnte.

Inzwischen waren die Fundamente für die Mauer vorbereitet und an den Hängen ein breiter Schlitz bis auf den nackten Felsen gezogen und dieser mit Zementmilch abgedichtet worden. Im Mai des Jahres 1959 setzte die Betonierungskampagne mit Elan ein. Der schöne Sommer begünstigte die Arbeiten, so daß im Spätherbst rund die Hälfte der gesamten Mauerkubatur von 840 000 m³ eingebracht war. Einmal in Betrieb gesetzt, läuft so ein Riesenapparat sozusagen automatisch und ohne Rücksicht auf das Wetter. Natürlich brachte der regenreiche kalte Sommer 1960 manche Erschwernisse. Aber mit unverminderter Energie hielt man durch; die Betonblöcke wuchsen und wuchsen, und am 3. Oktober 1960 ward der letzte bekränzte Betonkübel eingebracht und dieser denkwürdige Anlaß auch entsprechend gefeiert. In zwei Jahren, genauer in zwei Sommern, war die im Fundament 27 m und an der Krone immer noch 15 m breite Talsperre mit einer Kronenlänge von 635 m zu einer imponierenden Höhe von 140 m emporgewachsen. Schon im Juni hatte man mit dem Stau begonnen. Bald war der Talboden überschwemmt, und allmählich versanken auch die Hütten und Schermen der verschiedenen Alpen und schließlich auch die Kapelle St. Anna in dem künstlichen See, der im Herbst 1960 rund 50 Mio m³ Wasser faßte, die in den Monaten Januar bis März 1961 in der Stufe Bärenburg-Sils verarbeitet wurden und zirka 40 Mio Kilowattstunden hochwertiger Winterenergie lieferten.



Staumauer und Staubecken vom rechten Ufer aus gesehen. Spätherbst 1960

Die vorzeitige Beendigung der Mauer brachte den Kraftwerken Hinterrhein nicht unwesentliche Vorteile, indem erheblich mehr wertvolles Wasser für die Nutzung im Winter gespeichert werden kann, als nach dem generellen Projekt vorgesehen worden war. Bemerkenswert ist ferner der Umstand, daß auch nach Einrechnung der wohlverdienten Prämie für die frühere Fertigstellung und trotz der inzwischen eingetretenen Verteuerung die tatsächlichen Kosten noch etwas unter dem Kostenvoranschlag von nahezu 120 Mio Franken blieben, was sowohl der Bauleitung (die Società Edison, Mailand) als auch der Unternehmung (Girola & Lodigiani) ein sehr gutes Zeugnis ausstellt.

Daß man der Frage der Sicherheit der Talsperre besonders nach der Katastrophe in den französischen Alpen alle Aufmerksamkeit geschenkt hat, liegt auf der Hand. Abgesehen davon, daß die Bedingungen der militärischen Instanzen in bezug auf die Mauerstärke weit über die statischen Erfordernisse hinausgehen, wurde der Beton hinsichtlich der allgemeinen Eigenschaften und besonders in bezug auf die Frostbeständigkeit einer laufenden Kontrolle unterworfen. Italien besitzt in Bergamo zu diesem Zwecke ein sehr gut eingerichtetes Spezialinstitut, wo das Modell der Staumauer allen möglichen Belastungsproben bis zum Bruch unterworfen wurde. Man

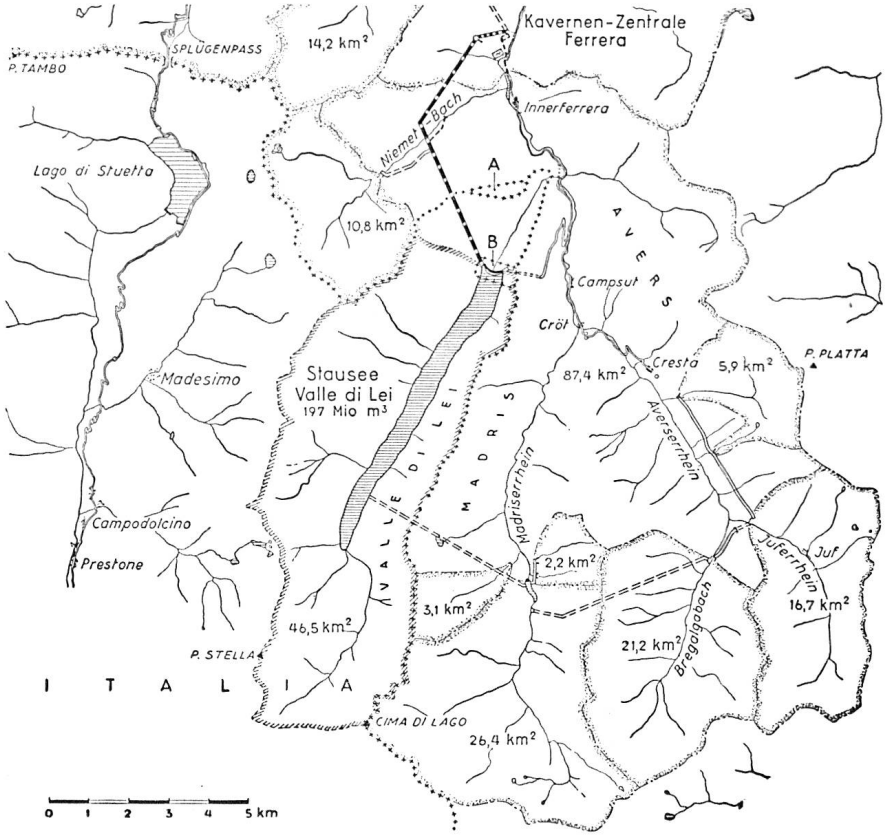
darf also sagen, daß alles getan wurde, um auf Grund der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis und praktischen Erfahrung eine maximale Sicherheit zu gewährleisten.

So wenig ein Haus fertig ist, wenn der Rohbau unter Dach steht, so wenig ist eine Talsperre vollendet, wenn der letzte Betonblock die Kronenhöhe erreicht hat. Es sind noch vielerlei Arbeiten im Innern der Mauer auszuführen, Apparate aller Art einzubauen, Kontrollen und Messungen vorzunehmen, bis das Bauwerk betriebsbereit ist und kollaudiert werden kann.

Unterdessen hat man mit der Demontierung der Installationen und der Abräumung der Baustelle begonnen. Bei einem Besuch im Frühsommer war schon der größte Teil der Kiesaufbereitungs- und Betonierungsanlage abmontiert. Von den großen Kranen hatte man einen ins Glarnerland transportiert und aufgestellt, wo die italienische Firma Girola & Lodigiani, die in den Südalpen schon eine ganze Anzahl von Staumauern erstellte, ein Baulos erhalten hat. Erst wenn man die Abräumungsarbeiten etwas verfolgt, wird man sich des gewaltigen Umfanges der Installationen sowie des massiven Verschleißes der Anlagen, vor allem des Fahrparkes, bewußt. Abgebrochen wird auch die Materialseilbahn und sehr wahrscheinlich auch die Personenseilbahn nach Campodolcino, obwohl man bestrebt ist, diese Verbindung für den Tourismus und den Wintersport zu erhalten.

Der Kollaudation der Mauer wird der erwähnte Gebietsaustausch folgen, so daß die Mauer, deren Apparate von Sils aus ferngesteuert werden, auf bündnerischem Boden stehen wird. Am Ausgang des Straßentunnels befindet sich das Wärterhaus mit Zollstation; denn man rechnet offenbar mit einem ansehnlichen Verkehr über die Grenze, obschon die Straße dem See entlang in erster Linie der Bewirtschaftung der Alpen dient.

Während im Sommer 1960 nur das Wasser des Leitales selber gestaut wurde, ergießt sich seit dem Jahr 1961 auch dasjenige aus dem Madris in den Stausee, so daß dieser im Herbst, je nach der Niederschlagsmenge, 100 bis



Lageplan zur internationalen Stufe des Kraftwerkes Hinterrhein mit Stausee Val di Lei

120 Mio Kubikmeter fassen wird. Im Sommer 1962 werden auch die Wasser aus dem Averser Obertal dem See zugeleitet. Wenn dieser bis zur Staukote 1931 m gefüllt sein wird, werden mit Ausnahme von zwei Alpen außerhalb der Talsperre und zweier ganz hinten im Tal alle Stafel unter Wasser sein. Man hat berechnet, daß von den 980 Kuhstößen 350 unter Wasser gesetzt werden. Die 630 außerhalb und oberhalb des Seespiegels verbleibenden Kuhweiden erfahren zufolge kürzerer und schwieriger Nutzungsmöglichkeit eine Entwertung von 45 %, so daß also rund zwei Drittel der gesamten Weiden verloren gehen. Verglichen mit den Verlusten an Kulturland und Kulturwerten, die das Rheinwaldprojekt mit dem Splügener Stausee zur Folge gehabt hätte, ist die Einbuße im Val di Lei verhältnismäßig gering. Gerade darum haben wir es begrüßt, daß unser südlicher Nachbarstaat den wertvollen Stauraum zur Verfügung stellte und das große Gemeinschaftswerk zwischen der Schweiz und Italien zustande gekommen ist. Wenn der Naturfreund auch bedauert, daß ein stilles und unberührtes Alpental den Erfordernissen des modernen Lebens geopfert werden mußte, so wird er sich mit dieser Entwicklung leichter abfinden können, wenn er weiß, daß die Wasser aus unseren Bergen den Miteidgenossen im Unterland Licht, Kraft und Wärme liefern.

Literatur

Wer sich näher über das Val di Lei orientieren will, sei auf folgende Publikationen verwiesen:

Dr. H. E. Pappenheim, Der Streit zwischen Italien und Graubünden um das Val di Lei, Bündner Monatsblatt 1947, Nr. 6/7.

Joh. R. Stoffel, Das Hochtal Avers, besonders S. 118 ff.

Benedict Mani, Schamser Heimatbuch, S. 129 ff.

Die Kraftwerke Valle di Lei-Hinterrhein, SA aus Wasser- und Energiewirtschaft, Februar/März 1957.